

Nina Meiroth  
**ZESSALONN**  
Die Legenden der Samerier 1

Leseprobe

## DIE ALTE LEIER



»Drei Schiffe, vierzig Barren Gold und ein Spion. Diese Runde gehört mir, Freunde.«

Der wettergegerbte Maat, mit einer breiten Zahnücke im Unterkiefer, warf seine Karten auf die umgedrehte Holzkiste und einen triumphierenden Blick in die Gesichter seiner Mitspieler. Seine verbliebenen gelben Zähne blitzten im Licht der Öllampen, die an eisernen Haken vor den Bretterwänden des Lagerhauses hingen.

Die Hafendarbeiter, die den Fehler gemacht hatten, gegen ihn zu spielen, fluchten allesamt.

Die Seeleute hingegen schienen sein Geschick mit den Karten zu kennen, denn sie waren bereits in der ersten Runde ausgestiegen.

Das Grinsen des Maats wurde breiter. »Na los. Die Münzen her.«

»Mir reicht's. Ich steige aus«, sagte Schefan, schob drei Kupfermünzen über den Tisch und warf seine Karten fort. Er zählte zu den vernünftigeren Arbeitern am Hafen und wusste für gewöhnlich, wann es klüger war, die abendliche Runde zu verlassen.

»Ach, nun komm schon«, begehrte einer der drei Seeleute auf, die zur Besatzung des Maats gehörten. »Hat man in Solim keine Eier?«

Schefan sagte nichts dazu, wünschte höflich eine gute Nacht

und entschwand hinaus in die Dunkelheit. Durch die Lücke, die er im Ring der Spielenden hinterlassen hatte, fiel der Blick des Maats auf Nareth, der sich, wie so oft, in die Lagerhalle geschlichen hatte, um dem unlauteren Spiel der Männer um Geld und Wertgegenstände zuzusehen.

»Was ist mit dir, Bursche? Steig du für ihn mit ein!«

Nareth war klug genug, den Kopf zu schütteln, obwohl ihn das Angebot reizte. Dummerweise drehte sich nun auch Berman, der breitschultrige Vorarbeiter seines Vaters um, der bis dahin mit dem Rücken zu ihm gesessen und keine Notiz von seiner Anwesenheit genommen hatte. Missbilligende Falten durchzogen seine Stirn, er sagte aber nichts.

Ein schlanker Matrose, der zur Linken des gelbzahnigen Maats saß, hatte weniger Skrupel.

»Der ist doch viel zu grün hinter den Ohren. Mach, dass du nach Hause verschwindest, Junge, bevor du noch auf dumme Gedanken kommst. Das ist kein Spiel für jemanden wie dich.«

»Lass ihn«, brummte Berman, der sich wieder den Spielkarten zugewandt hatte und eine neue Runde ausgab. »Er gehört zu mir.«

Nareth blinzelte überrascht. Es war selten, dass Berman ihn bleiben ließ. Seine Überraschung wuchs, als der die Kiste, auf der Schefan gesessen hatte, zu sich heranzog und darauf wies. »Setz dich her, Junge. Die nächste Runde spielen wir ohne Einsatz.«

Die vier Seeleute begehrt auf, verstummten aber unter einem strengen Blick Bermans. Nareth war stets überrascht, dass die Männer sich überhaupt etwas von dem Vorarbeiter sagen ließen. Für gewöhnlich waren die Matrosen nur ihrem Kapitän hörig. Zögernd nahm Nareth auf der viel zu kleinen Kiste Platz und griff nach den Karten, die Berman ihm zuschob. »Nur

die eine Runde, Nareth, dann verschwindest du. Diese Bande hat einen bis unters Deck vollgestopften Laderaum. Ich brauche dich morgen bei Kräften.«

Nareth nickte. Ihm war schon aufgefallen, dass die am späten Abend eingelaufene *Ceananthe* ordentlich Tiefgang hatte. Viel mehr als ihm lieb war. Umso dankbarer war er für das Spiel, das Bermar ihm gewährte. Wie so oft verlor er, aber es störte ihn nicht. Ihm gefiel allein die Tatsache, bei den Männern zu sitzen und ihren Geschichten lauschen zu können. Auch wenn diese sich oft wiederholten und noch öfter erlogener Humbug waren, hörte er gern, was die Flussmatrosen zu erzählen hatten. Als ihre Gebärden jedoch ungelinker und das Lachen lauter wurde, nahm Bermar ihm entschieden die Karten aus der Hand. »Geh jetzt nach Hause.«

Da Nareth zögerte, versetzte er ihm einen Stoß. »Nun mach schon.«

Murrend erhob sich Nareth.

Der Gelbzahnige schnaubte. »Ach nun hab dich nicht so, Bermar, du tust ja, als wäre er ein Kind. Wie viele Sommer zählst du, Junge?«

»Neunzehn.«

Der Seemann hob die Hände. »Siehst du, er ist ein erwachsener Mann. Lass ihn bleiben.«

»Er ist der Sohn vom Chef.«

Alle Fürsprache verstummte. »Gut, dann verschwinde, damit wir endlich weiterspielen können.«

Der Seemann packte den Münzbeutel an seinem Gürtel, dass das Silber darin klirrte. »Immerhin will das hier aus dem Sack!«

Missmutig machte Nareth sich auf den Heimweg. Obwohl er keinen Schluck angerührt hatte, roch er nach Rum. Das Lachen der Spieler folgte ihm fast den ganzen Weg bis zum Hause seines Vaters. Beim Anblick des zweistöckigen Holzhauses mit den moosgrün getünchten Fensterläden beschleunigte sich sein Herzschlag. Dabei waren die Lampen dahinter längst erloschen, die Vorhänge zugezogen.

Das Rumoren in seinem Magen ließ ihn vor der Haustür innehalten. Es war spät genug, dass er einen Versuch wagen konnte, sich etwas zu essen zu holen.

Am Küchenfenster erhaschte er einen Blick auf sein Spiegelbild. Er trat näher, um sich zu vergewissern, dass Noron ihm seinen heimlichen Ausflug nicht anmerken würde. Aber sein halblanges braunes Haar war so zerzaust wie immer. Die dunklen Augen blickten ihm misstrauisch entgegen. Manchmal erschienen sie Nareth wie die eines Fremden. Wie die eines jungen Mannes, der ihn fragen wollte, wer bei den Sternen er zu sein glaubte. Er blickte auf seine Hände hinab. Die harte Arbeit sah man ihnen – ebenso wie seiner Statur – an, das heimliche Kartenspiel zum Glück nicht.

Zu müde, um durch das Fenster in die Küche zu klettern, wandte er sich ab. Er würde es niemals schaffen, ohne jemanden zu wecken, und das konnte er sich nicht erlauben. Er ging um das Haus herum und zog die Tür zur Scheune auf. Drinnen war es etwas wärmer als in der klammen Frühjahresluft auf den Straßen. An der Treppe, die zu seinem Lager hinaufführte, hielt er inne. Das spärliche Mondlicht, das durch die Spalten in den Bretterwänden hereinschien, beleuchtete eine Gestalt, die reglos auf der untersten Stufe saß.

Nareth schluckte krampfhaft, als die Silhouette sich erhob.

»Wo verflucht hast du dich herumgetrieben?«, zischte sein Vater.

Nareth widerstand dem Drang zurückzuweichen, wusste er doch, dass dies nur noch mehr Ärger bedeuten würde. »Ich habe das Schiff beladen, wie du gesagt hast.«

Die Hand seines Vaters schnellte vor und packte ihn an Ohr und Haaren. »Es ist nach Mitternacht!«

Nareth verzog das Gesicht. Sein Herzschlag beschleunigte sich. Vertraute Angst lähmte seine Glieder. »Es hat länger gedauert. Wegen ... weil ...«

»Erspar mir deine Lügen! Bermar hat mir schon vor Sonnenuntergang die Warenlisten vorbeigebracht! Das Schiff ist seit dem späten Nachmittag zum Auslaufen freigegeben! Wo bist du gewesen?«

Nareth fiel keine plausible Ausrede ein und da Noron ihm ohnehin nie glaubte, gab er sich deswegen auch zusehends weniger Mühe. *Lass mich zufrieden*, flehte er im Stillen. *Lass mich einfach zufrieden*.

Sein Vater stieß ein Schnauben aus. »Das dachte ich mir schon. Zur Strafe wirst du das Lagerhaus freiräumen. Vielleicht lernst du so endlich, wo du nach Sonnenuntergang zu sein hast.«

»Aber ich dachte, die *Ceananthe* soll morgen früh ...«

»Dann ist es ja umso besser, dass bis dahin das Lagerhaus vernünftig aussieht!«

»Du willst, dass ich jetzt ...«

»Habe ich denn genuschelt?«, brüllte Noron.

Nareth wich nun doch einen halben Schritt zurück. »Ich habe den ganzen Tag Kisten geschleift, ich ...«

Bevor er fertigsprechen konnte, riss ihn ein Faustschlag von

den Füßen. Wäre es nur ein wenig heller gewesen, hätte Nareth vielleicht sehen können, wie wütend Noron war. »Wenn du weiterhin an meinem Tisch sitzen willst, sagst du jetzt kein Wort mehr und tust, was ich sage!«

Nareth kroch ein Stück rückwärts aus Norons Reic-hweite und rappelte sich dann auf die Beine. Wut, Scham und Enttäuschung machten es ihm schwer, den Mund zu halten, aber er wusste, dass jedes weitere Wort weitere Strafen nach sich ziehen würde. Und so wanderte er denselben Weg zurück, den er gekommen war, noch immer hungrig und mit einem Mal unsäglich müde. Wieder einmal fragte er sich, ob sein Ausflug zu den Seemännern den Geschmack von Blut in seinem Mund wert gewesen war. Aber was blieb ihm sonst?

Die rauen Arbeiter seines Vaters und die durchreisenden Seeleute waren nahezu die einzige Gesellschaft, die er pflegen konnte. Am liebsten wäre er zu ihnen zurückgegangen, damit Berman sah, warum er sich so häufig weigerte, am Abend nach Hause zu gehen. Doch die Konsequenzen dafür wären weit schlimmer als ein Schlag ins Gesicht, also ließ er es.

Sorgfältig umging er die feiernde Matrosenmeute und trat durch die Seitentür des größten der drei Lagerhäuser, die sein Vater betrieb. So leise wie möglich, schob er das hohe Tor zum Hafen hin auf, damit zumindest das Mondlicht seine Arbeit erleichtern würde. Groß und voll stand die Scheibe am Horizont. Eine Weile blieb Nareth stehen und ließ sich von dem Anblick trösten.

Allerdings nicht lange, denn die Sorge, dass Noron kommen und sich vergewissern würde, dass er arbeitete, holte ihn rasch ein. Aus Gewohnheit schob er allen Ärger, alle Entrüstung und Müdigkeit beiseite und verschaffte sich einen Überblick.

Wie so oft hatten die Fischer ihre Ware nur nachlässig hier abgestellt.

Beremar hatte sich schon mehrfach beim Vorstand der Zunft darüber beklagt und sich hin und wieder einen der Lieferanten zur Brust genommen. Allerdings ohne langfristigen Erfolg. Die Kisten voller Meerbrassen, Schnepfenaalen und Sardinen standen nicht nur auf den mit Kreide markierten Wegen, sondern auch in der Ladebucht für die Waren der *Ceananthe*.

Seufzend machte Nareth sich ans Werk. Der Geruch von Fisch setzte sich alsbald in seiner Nase und seinem Wams fest. Er konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, warum die Städter aus Bacangura Unmengen für Hochseefisch hinblättern, wo die Forellen aus dem Agleon doch ebenfalls ein recht ergiebiges Mahl hergaben. Aber was wusste er schon von Fischen und Geld? Seine schmerzenden Hände und sein verspannter Nacken nahmen mit der Zeit all diese Gedanken mit sich. Zurück blieben die Aufgabe und die Ernüchterung.

Kiste um Kiste schaffte er so beiseite. Sortierte sie, so gut die Müdigkeit es erlaubte, nach Inhalt und Bestimmungsort und verfluchte jeden Fischer, den er kannte.

Ein leises Pfeifen von der Seitentür riss ihn schließlich aus seiner Tätigkeit. Sofort hielt er inne. Dort war niemand zu sehen und er fürchtete schon, sich das vertraute Geräusch eingebildet zu haben, als es abermals erklang. Er stellte die Kiste ab und ging näher.

»Bist du allein?«, flüsterte es von draußen.

Ein Lächeln machte sich auf Nareths Zügen breit. »Bin ich. Komm rein.«

Kurz darauf schob sich Samila durch die Tür. Ihr langes Haar fiel ihr bis weit über die Schultern. Sie trug ein einfaches

Leinenkleid und hielt eine Laterne mit heruntergeklappten Blenden in der Hand. Sie war zwei Jahre jünger als er und seine einzige Freundin.

»Was tust du denn hier? Es ist mitten in der Nacht!«, tadelte er leise und schloss sorgfältig die Tür hinter ihr.

»Ich habe dich gehört, als du vorhin am Haus vorbeigelaufen bist.«

»Du hast mir versprochen, nicht mehr hierherzukommen. Die Seeleute sind noch wach, wer weiß was ...«

»Ich bin erst losgegangen, als sie auf ihren Schiffen verschwunden waren, außerdem weiß ich mich zu bewegen, ohne gesehen zu werden.«

Nareth seufzte. Sie hatte sich nie etwas von ihm sagen lassen und da er jedes ihrer heimlichen Treffen genoss, würde er ihr gewiss nicht ausreden, ihn zu besuchen. Dennoch erfüllte ihn die Vorstellung, wie sie alleine an den Seeleuten vorbeischlich, mit Sorge.

»Was machst du noch hier draußen?«, fragte Samila, während er zum großen Tor hinüberging und es vorsichtshalber schloss.

Ohne das Mondlicht war es für einen Moment stockfinster, bis Sam die Blenden der Laterne öffnete. Ihr goldblondes Haar schimmerte im Licht der kleinen Flamme und ließ Schatten über ihr sommersprossiges Gesicht tanzen. Als Nareth näherkam, verfinsterten sich ihre Züge. Sie hob die Laterne und legte ihm die freie Hand unters Kinn. »Schon wieder?«, fragte sie.

Nareth drehte den Kopf zur Seite und schlug die Augen nieder. »Es geht mir gut. Ich war selbst schuld.«

»Hör auf das zu sagen.«

»Was zu sagen?«

»Dass du schuld bist.«

»Wenn ich doch aber ...«

»Nein!«, sie beide zuckten unter ihrem Ruf zusammen. Erschrocken schlug sie eine Hand vor den Mund. Sie stritten häufig über diese Sache, zu einer Einigung waren sie nie gekommen.

»Hast du überhaupt Zeit für mich? Das sieht nach einer Menge Arbeit aus«, flüsterte Sam mit einem Blick auf die Kisten.

»Ja«, log Nareth, der sich nach dem heutigen Tag keinen Moment mit ihr entgehen lassen wollte. Sie nahm seine Hand und zog ihn zu den langen Reihen mit Metzfässern im hinteren Teil der Halle. Dort stellte sie ihre Laterne ab und hüpfte rücklings auf eines der aufgestellten Gefäße. »Hast du Hunger?«

Nareth zögerte, dann schüttelte er den Kopf, woraufhin sie einen Beutel von ihrer Schulter zog und ihm reichte.

»Du bist noch immer der schlechteste Lügner, den diese Stadt je gesehen hat«, tadelte sie. Zögernd griff Nareth nach dem Beutel. Der Duft von frisch gebackenem Brot und Käse schlug ihm entgegen. Nachdem er es sich neben Sam auf einem der Fässer gemütlich gemacht hatte, griff er hinein, zog den viertel Laib Brot hervor und begann zu essen. Trotz aller guten Vorsätze biss er ein riesiges Stück davon ab und schlang es fast ohne zu kauen hinunter. Die weiche, würzige Krume entlockte ihm ein wohliges Seufzen. Nachdem er den schlimmsten Hunger gestillt hatte, zwang er sich, langsamer zu essen.

Samila sprach unterdessen kein Wort, sondern beobachtete ihn nur aus ihren grünen Augen. Obwohl er versuchte, es zu ignorieren, spürte er ihren sorgenvollen Blick mit jedem Bissen ein

wenig mehr auf sich ruhen. Er hasste es, wie sehr sie damit bis auf den Grund seiner Seele vorzustößen und all den Schmerz zu beleuchten schien, den er darin begrub.

»Sieh mich bitte nicht so an«, bat er irgendwann leise.

Ertappt sah sie auf ihre Hände, die sie im Schoß gefaltet hatte.

»Ich versuche nur, es zu verstehen.«

»Da gibt es nichts zu verstehen.«

»Es muss einen Grund geben, warum er dich so behandelt.«

»Und wenn schon? Was würde es ändern?«

»Aber warum liegen Arex und Sirio friedlich in ihren Betten? Wieso schickt er dich hier raus, während deine Brüder die Schule besuchen dürfen und nichts von ihm zu befürchten haben?«

Verärgert sprang Nareth von seinem Platz und ging zu den Kisten zurück. »Was weiß denn ich. Es ist eben so.« Er griff nach einer der Transportkisten und setzte seine Arbeit fort, in der Hoffnung, dem vertrauten Gedankenkreislauf des ›warum‹ zu entkommen. Er hatte sich bereits vor Jahren geschworen, keine Fragen mehr zu stellen. Sie führten nirgendwohin und meist machten sie die Sache nur noch unerträglicher. So gab es zumindest Tage, an denen er sich mit Noron und seiner Situation arrangieren konnte.

Erst als Sam aufstand und ebenfalls nach einer der Kisten griff, unterbrach er seine düsteren Gedanken. »Was tust du da?«

»Na dir helfen, du Holzkopf.«

»Das musst du nicht.«

»Ich will aber.«

»Sam, die Kisten sind schwer und ...«

Mit vor Wut blitzenden Augen fuhr sie zu ihm her. »Ich weiß, dass die Kisten schwer sind, verdammt. Ich ... ich will doch nur ...«

Das Schluchzen, das ihre Wut ablöste, ließ Nareth innehalten. Hastig stellte er die Kiste zur Seite und trat zu ihr, nahm sie sanft bei den Schultern und musterte sie eindringlich. »Sam, es geht mir gut.«

Tränen sammelten sich in ihren Augen und tropften zu Boden, als sie den Blick senkte. Nareth konnte sich nicht erinnern, sie je weinen gesehen zu haben. »Das sagst du immer. Ich will dich das nie mehr sagen hören, wenn er dich wieder geschlagen hat oder du den ganzen Tag nichts gegessen hast, weil er dir keine Pause gönnt.«

Als ein weiteres Schluchzen sie schüttelte, zog Nareth sie an sich und strich ihr tröstend übers Haar. »Ist ja schon gut, Sam. Ich sage es nicht mehr.«

»Nichts ist gut«, murmelte sie. »Ich will dich so nicht mehr sehen müssen.«

Nareth seufzte. »Was soll ich denn tun? Mich nicht mehr mit dir treffen?«

Erschrocken löste sie sich von ihm. Als sie das schiefe Lächeln auf seinen Lippen sah, verschränkte sie die Arme vor der Brust. »Das ist nicht witzig!«

»Was schlägst du dann vor, hm?«

»Geh. Du bist ein erwachsener Mann, Nareth. Die ganze Welt steht dir offen. Du musst das hier nicht tun.« Sie umfasste den Raum mit einer Geste.

»Ich habe keinen Beruf gelernt, Sam, weiß nichts von der Welt und bin hier aufgewachsen. Das ist mein Zuhause, meine Familie ist hier.«

»Du weißt ein Schiff zu beladen, kannst Frachtlisten lesen und rechnen. Dein Zuhause kann überall sein. Gib der Welt eine Chance, dir zu beweisen, dass sie nicht so grausam ist, wie

du sie erlebst.«

»Was kann die Welt mir denn bieten, wenn du hier bist?«  
Trotz des wenigen Lichtes konnte er sehen, wie sie rot wurde.  
Dann wandte sie sich ab und sagte nichts mehr.

»Was ist?«, fragte er.

Ihre nächsten Worte waren so leise, dass er sie kaum verstand. »Mach mich nicht dafür verantwortlich.«

»Das tue ich nicht.«

Als sie sich wieder zu ihm umdrehte und ihn forschend ansah, musste er schlucken. »Sam, ich ...«

»Sag mir, dass du nicht meinetwegen noch hier bist!«

Fieberhaft suchte Nareth in seinem müden Verstand nach Gründen, warum er das alles hier ertrug. Es gab eine Menge davon: Angst, Gewohnheit, seine Liebe zum Fluss, seine jüngeren Zwillingsbrüder. Aber es wäre gelogen, nicht zuzugeben, dass Samila der wichtigste von allen war. »Ich bin nicht nur deinetwegen noch hier.«

Diese Worte schienen sie zumindest ein wenig zu trösten.  
»Können wir über etwas anderes reden?«, bat Nareth, als sie abermals den Mund aufmachen wollte.

Schließlich nickte sie. »Darf ich dir jetzt helfen? Bitte.«

Nareth wollte widersprechen, besann sich dann aber eines Besseren und gab sich mit einem Nicken geschlagen. Nachdem er ihr erklärt hatte, was zu tun war, begannen sie schweigend mit der Arbeit.

Sam blieb die ganze Nacht bei ihm, ohne ein Wort der Klage. Ihre stumme Anwesenheit und die Tatsache, dass sie sich nicht schonte, erleichterte ihm die Aufgabe so sehr, dass er in Gedanken innehielt, um den Sternen für ihre Freundschaft zu danken. Was auch immer das Schicksal ihm mit Noron

aufgebürdet hatte, Sam war ohne Zweifel die Entschuldigung dafür.

Zwei Stunden vor Sonnenaufgang, bestand er allerdings darauf, dass sie ihn verließ. Ausnahmsweise tat sie dies, ohne zu zögern. Nach einer flüchtigen Umarmung packte sie ihr kleines Bündel und huschte durch die Seitentür hinaus, als wäre sie nie dagewesen.

Mit letzter Kraft fegte Nareth die Fläche für die Ladung der *Ceananthe* frei und legte sich dann auf zwei Ballen Wolle, deckte sich mit ein paar Lederhäuten zu und war wenig später eingeschlafen.

## ERZ FÜR DEN KÖNIG



Nur ein Lidschlag verging – so kam es ihm zumindest vor – bis die Tür des Lagerhauses geöffnet wurde.

Hastig wälzte Nareth sich unter den Lederhäuten hervor, fuhr sich zweimal durch die wirren Haare und trat auf den Gang hinaus. Es war Bermar, der ihn mit hochgezogener Braue in Empfang nahm. »Was machst du denn hier?«

Als er Nareths geschwollene Wange bemerkte, stieß er ein Schnauben aus. »Hast wieder mal nicht auf mich gehört, hm?«

Nareth nickte nur.

»Wenn ich mich in deinem Alter die ganze Nacht draußen herumgetrieben und geprügelt hätte, hätte mein Vater mich grün und blau geschlagen. Egal, wie sauber ich das Lagerhaus danach aufgeräumt hätte!«

»Dann habe ich wohl Glück, nicht deinen Vater zu haben«, sagte Nareth leise.

»War ein guter Mann«, nuschelte Bermar in seinen Bart. Er schüttelte den Kopf, als müsste er den Gedanken loswerden.

»Nun sieh zu, dass du die Mannschaft der *Ceananthe* wach bekommst und dass sie die Laderampen auslegen. Das Schiff muss bis heute Abend leer sein.«

»Was hat sie geladen?«

Bermar winkte ab. »Frag lieber nicht.«

Ausnahmsweise befolgte Nareth den Rat. Auf dem Weg aus der Halle hielt er noch einmal inne. »Bermar? Was ist aus deinem Vater geworden?«

»N' entzündeter Zahn. Unschöne Sache. Jetzt verschwinde schon.«

Während Nareth sich auf den Weg machte, die Wachleute der *Ceananthe* zu verständigen, dass sie bald mit dem Abladen beginnen wollten, trudelten weitere acht Arbeiter seines Vaters auf dem Pier ein. Sie waren allesamt älter, kräftiger und wettergegerbter als Nareth. Vor allem aber waren sie eines: ausgeschlafen. Er hingegen hatte das Gefühl, dass das kurze Nickerchen alles schlimmer gemacht hatte. Wie der Geruch von zerlassener Butter einen Hungrigen in den Wahnsinn treiben musste, so verzehrte er sich nach der Vorstellung, sich wieder unter die Lederhäute zu legen und weiterzuschlafen.

Als er wenig später den Frachtraum der Kogge betrat, entwich ihm ein Wimmern: Eisenerz, in Körben verstaut und in rauen Mengen in den Schiffsbauch gestapelt. Die Sterne mochten wissen, womit er das verdient hatte.

Zurück am Pier lief er Bermar über den Weg. Der lachte bei seinem Anblick. »Du bist ja ganz blass um die Nase, Junge.«

Er legte Nareth eine Hand auf die Schulter und schob ihn entschieden aufs Schiff zurück. »Komm. Bis heute Abend sind wir hier fertig und morgen bleibt der Hafen dicht.«

»Hm.«

»Ach nun schau nicht so. Du bist doch ein kräftiger Bursche. Männer! An Deck. Wir haben zu tun.« Die restlichen acht Arbeiter folgten. Ihre Reaktionen auf das Eisenerz waren der von Nareth nicht unähnlich. Dennoch packten sie schließlich je zu zweit die schweren Körbe und schleiften sie in Richtung Lichtkegel, der durch die Ladeluken fiel. Der einzige Trost war der hölzerne Ladekran, der es ihnen ersparte, die Körbe die Treppen hinaufzutragen. Sie waren dennoch nach kürzester Zeit schweißüberströmt.

»Wer, bei allen Algenfressern, braucht so viel Eisenerz?«,

beschwerte sich Fjatar am späten Vormittag. Er war der älteste von Norons Arbeitern, hatte ein buckliges Kreuz und kaum noch Haare auf dem Kopf, aber er war stark wie ein Bär und hob Lasten, die Nareth manchmal zwei Männern nicht zugetraut hätte.

»Der König«, warf Schefan ein. Ein schwarzhaariger kleiner Mann, der allerdings fast genauso breit gebaut war wie Fjatar.

Die Antwort riss sogar Nareth für einen Augenblick aus seiner Schweigsamkeit. »Der König?«

Schefan nickte und nutzte die Frage, um seinen Korb Korb sein zu lassen und sich den Schweiß von der Stirn zu wischen. »Es heißt, der Norden rüstet sich wieder einmal für den Krieg. Wie es aussieht, tut König Imerias dasselbe.«

»Und was hat das mit dem Erz zu tun?«, fragte Nareth.

»Schwerter, Kleiner. Schwerter.«

»Oh.« Zum Glück war Nareth zu müde, um sich dumm vorzukommen, deshalb griff er schweren Herzens nach dem nächsten Korb und zerrte ihn zur Luke.

Je weiter der Morgen fortschritt, umso langsamer wurden Nareths Bewegungen. Wenn Noron hin und wieder nach dem Rechten sah, gab er sich Mühe, schneller zu arbeiten.

Spätestens am Nachmittag gab er allerdings auch das auf. Die restlichen Männer, denen sein Zustand nicht entging, ermutigten ihn hin und wieder, später halfen sie ihm, indem sie die Körbe zu dritt trugen oder sie ihm eine kurze Pause gönnten. Jedes Mal, wenn Fjatar ihn zur Seite schob, um ihm einen der Körbe abzunehmen, hätte Nareth am liebsten vor Glück geweint.

Die Sonne tauchte den Hauptmast längst in tiefrotes Licht, als sie endlich mit der Arbeit fertig waren. Noron war bereits

nach Hause gegangen, als Nareth – beinahe auf allen vieren – die Treppen aus dem Laderaum hinaufkroch und sich an Deck auf die Planken sinken ließ. Fjatar lachte leise und setzte sich auf die oberste Stufe der Treppe. »Bist ein fleißiger Bursche, das muss ich dir lassen. Aber wenn du richtig mit anpacken willst, musst du mehr essen.«

»Das sagst du mir jedes Mal nach so einem Tag«, murmelte Nareth, der die wenigen Sonnenstrahlen genoss und in den dunkler werdenden Himmel hinauf sah.

»Und du wirst und wirst nicht fatter! Stattdessen siehst du aus wie einer dieser königlichen Reiter. Nur so kräftig, dass ein Pferd sie gut tragen kann. Als Arbeiter musst du so einem den Kopf mit einer Hand zerdrücken können.« Er zeigte es ihm, in der Luft. Seine schwieligen Pranken schienen wirklich befähigt, einem kleinen Mann den Schädel zu spalten.

»Hm. In ein paar Jahren vielleicht.«

Er wusste nicht, wie viel Zeit vergangen war, aber er war drauf und dran, einzunicken, als ihn ein Stoß gegen die Schulter weckte. »Nun steh schon auf. Du holst dir den Tod auf diesen kalten Planken.«

Nareth streckte den Arm in die Luft. »Hilfst du mir hoch?«

»In tausend Jahren nicht. Wie soll denn aus dir etwas werden, wenn du nicht einmal selber den Arsch in die Luft bekommst. Bis übermorgen, Kleiner. Iss mehr.«

Als Nareth sich blinzelnd aufrappelte, war Fjatar gegangen. Seufzend kämpfte er sich auf die schmerzenden Beine. Seine Hände zitterten beständig von der Anstrengung, außerdem war er von oben bis unten voller Flecken.

Trotz aller Müdigkeit nahm er den Abend zum Anlass, ein Stück aus der Stadt hinauszuzwandern, zu seiner Lieblingsstelle

am Fluss. In den Gräsern am Ufer brach sich das Sonnenlicht an den jungen Halmen. Auf der anderen Uferseite stieg Nebel über den Wiesen auf. Jetzt im Frühjahr war es still hier draußen. Im Sommer war das Schwirren von unzähligen Insekten und das Rascheln von Vögeln und Bisamratten im Schilf ein beständiger Begleiter des leise dahinfließenden Wassers.

Der Wunsch, ein Bad zu nehmen, überkam Nareth unerwartet. Entgegen aller Vernunft entledigte er sich seiner Kleidung und stieg die kleine Böschung hinab. Sofort stand er bis zum Bauchnabel im Wasser. Zischend sog er die Luft ein, lachte atemlos. Ein Schütteln erfasste seinen Körper, dennoch tauchte er nach kurzem Zögern vollständig unter, schwamm ein paar Züge bis zur Mitte des Flusses und kehrte dann rasch um. Die Luft brannte auf seiner nassen Haut, so kalt und so warm war ihm, als er aus den Fluten stieg.

Mit seinem Wams wischte er sich halbherzig trocken, dann zog er sich die Hose und die Stiefel wieder an, warf einen letzten Blick in die untergehende Sonne und ging zurück in die Stadt. Auf dem Hof vor dem Brunnen traf er seine Mutter. »Du liebe Zeit. Du warst doch nicht wieder schwimmen?«

Ein müdes Lächeln war die einzige Antwort, die er noch zustande brachte. »Nareth, du kannst um diese Jahreszeit noch nicht schwimmen gehen. Der Fluss ist gefährlich, wenn das Wasser aus den Bergen kommt. Wie oft habe ich das schon gesagt?«

»Es war schön, Mutter.«

»Das sagst du nicht mehr, wenn du in ein paar Tagen mit einer Lungenentzündung im Bett liegst.«

Nareth verschluckte eine Erwiderung, als Noron aus dem Haus trat. »Wo sind Arex und Sirio?«, fragte er an Marja

gewandt. Als er Nareth entdeckte, musterte er ihn lange. »Wir essen gleich, zieh dir etwas Frisches an und trockne dir die Haare. Und dann geh deine Brüder suchen und bring sie mit rein.«

Von all den Anordnungen besorgte ihn das Abendessen am meisten. »Vater?«

»Was?«

»Darf ich mich schlafenlegen?« Noron schwieg lange, schließlich nickte er.

»Hol die Kleinen, dann kannst du dich ausruhen. Marja bringt dir nachher etwas zu essen.«

Nareth war so erleichtert von dem unerwarteten Entgegenkommen, dass er sich beinahe bedankt hätte. Dann fand er einen Rest seiner Selbstachtung und beschränkte sich auf ein distanziertes Nicken.

Nachdem er sich ein frisches Wams aus der Kiste neben seinem Lager geholt und die Haare trocken gerieben hatte, machte er sich auf den Weg. Wie immer, wenn er die Brüder suchte, vertraute er seinem Bauchgefühl. Meist führte ihn das direkt zu den beiden Kindsköpfen. Nach einigen Umwegen fand er sie ein paar Straßen weiter unter einer Holzterrasse versteckt. »Da seid ihr ja. Es ist längst Zeit ...«

»Shht«, machte Arex und bedeutete ihm, mit verschwörerischem Grinsen und wild fuchtelnd, still zu sein. Mit gerunzelter Stirn trat Nareth näher. »Was macht ihr hier?«

Die beiden Dreizehnjährigen kauerten eng aneinandergedrückt unter den Stufen im Schlamm und spähten die Straße hinab. Ihre dunklen dichten Haare standen wild zu allen Seiten ab. »Wir haben der ollen Henni die Unterkleider gestohlen und sie beim Schmiede-Frieder versteckt. Die schlagen sich gleich die Köpfe ein,

wenn sie die Sachen reinholen will.«

Nareth warf einen Blick die Straße hinab, dorthin, wo eine verwaiste Wäscheleine im Wind schaukelte und ein paar weiße Stoffe auf dem Tisch vor Frieders Schmiede lagen.

»Das kann nicht euer Ernst sein?«

»Doch klar, jetzt komm schon her.«

»Auf keinen Fall. Mutter wartet mit dem Essen. Macht, dass ihr da rauskommt.«

Sirio zog einen Schmolmund. »Ach komm schon«, raunte er.  
»Es ist gleich so weit.«

»Nein!« Nareth wollte sich den etwas schwächtigeren Sirio greifen, da packten ihn beide am Arm und zogen ihn in ihr Versteck. Gleichzeitig ertönte am Ende der Straße ein spitzer Aufschrei. Arex kicherte. Nareth blieb nichts anderes übrig, als sich ebenfalls zu ducken und über die Köpfe der beiden zu beobachten, wie Henni – eine beleibte, aber herzengute Frau – aus dem Haus gestürmt kam und ihre Wäsche vom Tisch des Schmieds klaubte. Als der ihrem Gezeter folgte und auf die Straße hinaustrat, sprachen sie flüchtig miteinander, dann drehte Frieder sich um und blickte direkt zu ihnen herüber.

Ertappt sah Nareth zurück. Zu spät merkte er, dass Arex und Sirio längst die Flucht ergriffen hatten.

Frieder war schon schnaubend und fluchend auf halbem Weg zu ihm, bevor auch er endlich begriff und die Beine in die Hand nahm. »Euch werd' ich Manieren beibringen, ihr ungezogenen Lausbuben! Euer Vater wird davon erfahren, habt ihr das verstanden?«

Er sagte noch einiges mehr, das Nareth nicht mitbekam, weil er viel zu sehr damit beschäftigt war, seinen Brüdern zu folgen, die trotz ihrer wesentlich kürzeren Beine überraschend schnell

waren. Erst zwei Straßen weiter holte er sie ein und packte sie an den Wämsern. »Genug jetzt!«

Beide hatten hochrote Wangen und hielten sich die Bäuche vor Lachen. »Hast du ihr Gesicht gesehen!«

Nareth wusste, er sollte böse sein, sie schelten oder ihnen etwas von Anstand und Respekt erzählen. Kopfschüttelnd ließ er von ihnen ab. »Ihr seid ...«

»Genial«, half Arex aus.

»Dämonisch«, fügte Sirio hinzu.

»Unverbesserlich«, meinte Nareth.

Die beiden verstummten überrascht. Arex hob eine Braue in die Stirn. »Keine Rüge? Nicht einmal ein böser Blick?«

»Lasst uns einfach nach Hause gehen.«

Entschieden schob er die beiden vor sich her, damit sie nicht ausbüxten. Wer wusste schon, wie viele Gesichter sie noch sehen wollten. Wahrscheinlich hatten sie drei weitere Wäscheleinen abgeräumt. »Hast du uns was vom Hafen mitgebracht?«, fragte Sirio über die Schulter. Er war der jüngere und ruhigere der beiden Brüder. Zumindest wenn man bei Zwillingen von jünger und älter sprechen wollte.

»Ich habe euch noch nie etwas vom Hafen mitgebracht«, merkte Nareth an.

»Eben. Irgendwann muss sich das ändern.«

»Wenn du willst, kannst du morgen einen Klumpen Eisenerz haben.«

»Was macht man damit?«

»Weiß nicht.« Die beiden waren langsamer geworden und hatten sich an je eine Seite von ihm geheftet. Wie immer, wenn er vom Hafen sprach, glänzte Neugierde in ihren braunen Augen, die seinen angeblich so ähnlich waren. Der Hafen war

der einzige Ort in der Stadt, der vor ihren Streichen sicher war, vermutlich saugten sie gerade deshalb jedes Detail darüber in sich auf. Am Brunnen im Hinterhof des Hauses wies Nareth entschieden auf den Eimer Wasser, der auf dem Rand stand. »Macht euch die Schuhe sauber.«

Arex zog ein Gesicht. »Macht euch die Schuhe sauber. Du klingst wie Ma!«

»Weil sie recht hat und ihr dreckige Schuhe. Nun macht schon.«

Die Zwillinge teilten einen vielsagenden Blick. »Was bekommen wir dafür?«

Nareth stöhnte. »Bitte, Jungs. Ich will nur noch ins Bett.«

»Wir halten dich nicht auf.«

Nareth kannte die Masche viel zu gut, als dass er darauf hereingefallen wäre. »Jetzt!«

Als Arex abermals widersprechen wollte, ging die Hintertür auf und Noron trat auf die Schwelle. »Ihr habt Nareth gehört. Was dauert denn so lang, eure Mutter wartet!«

Endlich setzten sich die Zwillinge murrend in Bewegung und begannen, unter Norons strengem Blick, lieblos ihre Schuhe zu putzen.

»Ihr habt doch nicht wieder die gute Henni geärgert?«, fragte Noron, als die beiden fertig waren und zum Haus liefen.

»Nein, Pa! Das hast du uns doch verboten«, erklärte Arex.

Nareth sagte nichts. Sein Blick klebte an Noron, der ein unscheinbares, aber unverhohlen stolzes Lächeln auf den Lippen trug und seine jüngeren Söhne leise tadelnd ins Haus schob.

Als Nareth im Alter der Zwillinge gewesen war, hatte er sich an manchen Tagen die Hände blutig gearbeitet, in der

Hoffnung, einmal dieses Lächeln zu sehen. Mit der Zeit hatte er gelernt, dass es klüger war, sich seine Kraft einzuteilen, anstatt auf etwas Unerreichbares hinzuarbeiten. Eigentlich hatte er gedacht, er hätte sich damit abgefunden. Aber an manchen Tagen, an Tagen wie diesem, traf ihn Norons väterlicher Stolz auf die Zwillinge mitten ins Herz. Schnaubend wandte er sich ab. Sollten die Sterne sich doch mit dem ›warum‹ beschäftigen. Er war mehr als bereit für seinen wohlverdienten Schlaf.

Ende der Leseprobe

[www.meiroth.de](http://www.meiroth.de)